

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 51

Artikel: Der Holzhirt und das Christbäumchen
Autor: Morti, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649567>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Hütte war nur ein Stall. An allen Ecken blies es herein, das Feuer, das Zgraggen auf einem aus wenigen Steinen zusammengestellten Herd anmachte, bog sich wie eine fremdländische Purpurblume im Winde.

Wir fauerten gleich Späßen auf Telegraphendrähten Mann an Mann auf einem großen, aus einem Baumstamm gemeißelten Trog. Ein anderes Möbel gab es hier nicht. Das Feuer spendete nur dürftige Wärme, eine Flasche kreiste und höllisch scharfer Beerenschnaps beschämte die mühselige Glut. Die Worte tropften leer und vereinzelt in die Stille, Köpfe sanken auf die Brust, mir selbst fielen mählich die Augen zu.

„Ihr könnt es bequemer haben“, meinte Zgraggen. Er nahm seinen Schlafpelzmantel und legte ihn in den Trog. Ich sträubte mich nur schwach — ich war so müde. Der Körper schien schlaff und leer, der Kopf ausgebrannt.

So lag ich nun eingepreßt in der Krippe. Wirre Träume kamen und gingen — ich saß wieder im Eisenbahnzug, blickte zum Fenster hinaus, da kam auf der eingleisigen Strecke von oben ein Gegenzug. Näher, immer näher! Herrgott, sah denn der Lokomotivführer nicht die Gefahr? Ich wollte zur Notleine greifen, aber ich konnte die Hand nicht heben. Gelähmt war ich, festgebannt in Erwartung des Kommanden. Noch eine Kurve — jetzt war der Zug da. Eine ungeheure Lokomotive mit glühenden Augen — wir stürzten in sie hinein wie in einen schwarzen Rachen — der Boden zitterte, es dröhnte, krachte, barst, splitterte — dann ein großes Fließen und Rauschen, als ströme in nächster Nähe ein Fluß.

„Jetzt ist sie niedergegangen.“

Zgraggen beugte sich über mich. Ich lag in dem Trog eingeklemmt und konnte mich kaum rühren. „Die große Laue ist unten — Ihr habt gut geschlafen, Herr Pfarrer.“

„Das war die Laue?“

„Habt Ihr das Krachen gehört, ja? Und was so strömt, hört Ihr? Das ist der nachfließende Schnee. Nun warten wir noch ein wenig, bis die Masse zur Ruhe gekommen ist. Dann können wir unbedenklich gehen.“

Es war fünf Uhr morgens — fast sechs Stunden hatte ich in dem Trog geschlafen.

Wir aßen etwas Käse und Brot, fachten noch einmal das Feuer an. Es war sehr kalt geworden, der Schnee fiel nur mehr ganz dünn, zwischen jagenden Wolken ließen Sterne hin. Dann wurde es fahl, und über dem Monte Croce stand ein wolkenleeres grünes Himmelsband.

Neben der Hütte, kaum dreißig Schritte entfernt, war nachtsüber ein Berg gewachsen. Ein Zackengrat, wild durcheinandergewürfelte Brocken und Kugeln, dazwischen ausgerissene Zwergkiefern, Steine und Erde.

„So ist das mit der Lawine“, sagte der besinnliche Beni. „Die sammelt wochenlang ihre Kräfte, nur um in einer Minute Herr über Leben und Tod zu sein. Dann ist sie auch freipiert, liegt da, jedes Kind kann sie mit Füßen treten, und im Frühling frisst sie die Sonne. Der Mensch hingegen steigt langsam auf und fällt sachte ab . . .“

„Und der Beni fällt vor lauter Spintifieren in ein Schneeloch“, setzte Zgraggen hinzu und beförderte Julen durch einen

festen Griff am Rockkragen aus einem schneeverwehten Trichter, der sich unter den Füßen des Dorfphilosophen geöffnet hatte.

Beni krappelte gleich uns weiter über die Furchen und Rämme des Lawinenrückens. „Ich bin lieber Mensch“, räsonierte er weiter, „und mach meine Sach im kleinen.“

„Ich kenne einen, der möchte lieber Laue sein, einmal in Pracht und Herrlichkeit wirken und dann nichts mehr.“

Sie stampften weiter; etwas wie Verlegenheit und Schuldbewußtsein war auf den Gesichtern, als kämen sie sich jetzt, da sie den Pfarrer aus der Lawinennacht geholt hatten, untreu gegen den vor, dem sie jahrelang gefolgt waren.

War es schon so weit, daß ich mit den Männern von Rocca über Gian Padrutt sprechen konnte? Ich wagte es.

„Wo ist der schwarze Gian jetzt? Seit langem geht keine Spur von der Vergine nach Rocca.“

Zgraggen blieb stehen, auf seinen Bergstock gestützt. „Das ist im Winter zumeist so. Die Lawinengefahr ist groß.“

„Und heuer kommt noch eines dazu —“, ich wies auf den vor uns schreitenden Beni.

Da schüttelte Zgraggen schwer seinen dunklen Apostelkopf. „Ihr werdet es nicht glauben, Herr Pfarrer, und es sprechen ja auch alle Zeiten dagegen — aber der Padrutt hat den Schuß nicht getan. Den Schuß auf wehrlose Wanderer aus dem Nebel heraus. Der Gian nicht, oh nein!“

„Zgraggen!“ rief ich überrascht. „Was sagt Ihr da? Warum kam er dann nicht ins Dorf, um sich zu rechtfertigen? Er konnte doch denken, daß der Verdacht auf ihn fällt.“

„Sich rechtfertigen, das tut der Gian nicht. Dazu ist er zu stolz. Und jetzt schon gar nicht . . .“

„Jetzt?“

Fortsetzung folgt.

Weihnachten

Nun, heil'ge Nacht, nun schlief' mich in dich ein
Und laß mich deinen süßen Liedern lauschen,
Die uranfänglich über Schein und Sein
An deinen Sternen ufern und zerrauschen.

Nun löß' mich wieder einmal aus der Haft
Des ruhelosen Lebensspiels hienieden,
Und gib mir endlich wieder einmal Kraft,
Mich einzufühlen ganz in deinen Frieden.

O füll' mir meine Seele bis zum Rand
Mit Güte und mit liebendem Vergeben!
O, schen' mir Glauben an das Zukunftsland,
Wo die Erfüller unsrer Sehnsucht leben . . .

Rudolf Riesenmey.

Der Holzhirt und das Christbäumchen

Ein Weihnachtsgeschichtlein von Ernst Marti.

„Deppis Dumms e so!“ Diesen Spruch knurrte der Staatsbannwart Kräuchi in seinen grauen Stachelbart, nachdem er unter vielem Brummen an einem Schreiben des Kreisfürstlers herumstudiert hatte.

„Was stürmen sie wieder in Bern?“ fragte Epsi, seine übelhörige Frau, die auf dem Ruhbett saß und Erdäpfel röstete.

„Sie befehlen, ich solle einem Stopfi, der nächster Tage

hier vorsprechen werde, Tannli anweisen . . . für Weihnachtsbäume. Das wird wieder so ein neuer Brauch sein, der nichts abträgt. Afin, ich will dir's laut ableser: Bern, den 6. Christmonat 1886 . . .“ In diesem Augenblick ging die Türe auf und Aenneli, das jüngste Töchterlein, schoß wie aus einer Kanone ins Stübchen: „Juhu, am Bärzelstag ist im ‚Hirschen‘ zu Buchholz Tanz. Gelt, Aetti, da darf ich gehen? . . .“

Die Frage wurde ungnädig aufgenommen, von der Mutter mit Kiefern: „Du hast es auch wie äni, die meinte, wo-n-es Gygli giit, da gange-n=ig=o“; vom Vater mit Schnauzen: „Das Wesensmachen am Tag nach Neujahr, das ist auch so ein Zopfen von Papst's Mantel, mit dem man einmal abfahren sollte. Alter Brauch — neue Sitte, jener war nicht recht, dieser unmütz...“ Man sieht, es war dem Bannwart im Rumigrabenwald nicht ganz gut zu brechen.

Das Meitschi wußte gut, daß man nichts so heiß ißt, als man's anrichtet; darum schwieg es kluglich und war auf Ablenkung bedacht.

„Mußt Ihr wieder Täubi erleben, Aetti? Wird nicht so gefährlich sein. Zeigt einmal den Brief!“ Mit den jungen Augen ging das Lesen so geläufig, daß Eisi vor Staunen den zahnlosen Mund weit aufstet und den Schnitzer aus den Fingern gleiten ließ. „Bern, den 6. Christmonat 1886“ usw.

Aus dem Datum geht hervor, daß Christen mit Recht von einem neuen Brauch gesprochen hatte; denn um jene Zeit, vor einem halben Jahrhundert, kannte das bernische Landvolk die häusliche Feier mit dem leuchtenden Christbäumchen nur vom Hörensagen, ausgenommen etwa die wenigen, die in der Nähe eines Schulhauses, Pfarrhofes oder Herrensitzen wohnten. So war des Alten Ärger über die angemeldete Visite verzeihlich, dies umso mehr, als ihn gerade heute die Gliederfucht übel plagte.

Aenneli jedoch geriet durch den Brief in gar frohe Laune. Munter scherzte es: „Hoffentlich kommt nicht so ein alter Gruchi, sondern ein Junger, der etwas Kurzweil bringt. Hier sieht man wochenlang niemanden außer dem Brieträger, der fast so alt ist, wie Ihr, Aetti und Müetti, zusammen.“

„Du bist ein unverschämtes Strupfli“, schalt die Mutter, lächelte aber dazu auf dem einzigen Stockzahn, den sie noch hatte.

Ein unwirscher Wintermorgen jagte graue Wolken über den dunkeln Wald. Christen hoffte, daß der Tannenkäufer Verstand habe und daheim bleiben werde. Aber man konnte nie wissen, was einem solchen Sturm in den Sinn käme; darum machte sich der getreue Staatsdiener auf alle Fälle reisefertig. Er zog aus dem Trögli die wüsteste seiner Kutten hervor, ein Stück, das aussah, wie wenn man es aus der Haut eines vorstündlischen Tiers geschnitten hätte. Über die Ohren zog er eine Zippelkappe und auf diese setzte er einen Hut, der einem verfaulsten Steinpilz glich. In den Nacken warf er einen Erdäpfelsack, um sich gegen die Schneelawinchen, die bei solchem Wetter von den Tannen zu rutschen pflegten, so gut als möglich zu schützen.

Raum war er fertig, so hörte man den Hund wütend bellen. Aenneli eilte hinaus, dem Nahenden sicherer Geleite zu geben. Es erschien ein schmuckes Herrchen in funkelnagelneuem hellgelbem Ueberzieher, mit gleichfarbigen Handschuhen und einer silbergrauen Pelzmütze auf dem blonden Lockenhaupfe. Dieses ungleich ausstaffierte Paar stapste nun durch das Geßlotisch, das seit letzter Nacht auf dem Wege nach dem in tiefem Grund des Forstes verborgenen Jungwalde lag.

Des Nachmittags, schon frühzeitig, kehrten sie heim. Trotz dem struben Wetter schien Christen ordentlich guter Laune zu sein, sodaf er seinem Begleiter einen Imbis anbot. Offenbar hatte dieser dem Willen des Walbhüters, die wertvollen Blänzlein zu schonen, gebührend Rechnung getragen und für den Mühwalt ein ordentliches Trinkgeld gespendet. Freudig deckte Aenneli den Tisch und das Müeti bereitete einen Teekaffee. Wahrlich, bei dem Herausnehmen des Pulvers schloß es die Augen, um die eigene Verschwendungsucht nicht mit anschauen zu müssen. Während des bescheidenen Mahles kam das muntere Gespräch auf die Tanzerei am Bärzlistag und der Gast erklärte, eine solche urhige Volksbelustigung wolle er auch einmal mitmachen.

Er hielt Wort und von da an geriet das Rädchen, das die Schiffsäfden spinnen hilft, in raschen Schwung: Liebesver-

bung, Verlobung, Hochzeit, Abschied Aennelis vom einsamen Forsthause, Gründung eines Geschäfts und eines hübsch eingerichteten Heims. Bald jedoch nahten bittere Erlebnisse. Der junge Hausvater war durchaus nicht brutal, aber ein Lustibus, unstet und unvorsichtig, sodaf er in die Klemme kam. Er nahm das Misgeschick nicht allzu schwer, umso ärger litt die junge Frau unter den zehrenden Sorgen. Sie tat ihr Möglichstes, das Schifflein über Wasser zu halten. Sie übernahm einen Marktstand. Als einmal im Hornung ein Bisensturm die Gassen fegte, zog sie sich einen Husten zu, der in Schwindesucht ausartete und innert Jahresfrist zum Tode führte. „Emel gut, daß nicht Kinder da sind“, sagten die Leute den Großeltern zum Trost. Wenige Wochen nach der Beerdigung verschwand der Witwer von der Bildfläche.

Christen verlor unter dem Druck des Erlebten Mut und Kraft; er gab sein Alemklein auf und zog in die Stadt, wo er und seine Frau mit Sägen und Scheitern von Brennholz das Leben zu fristen hofften. Zuerst ging es ordentlich, allmählich stockte der Verdienst und die Beiden glitten in die Armut, die sie verschämt trugen.

* * *

Ein böser Winter kam und Eisi litt unter großen Atembeschwerden. Am heiligen Abend ging es so schlimm, daß Christen erklärte: „Du mußt Rustig brauchen, ich will etwas holen, über das ich dir Tee anrichten kann.“

Als Eisi allein in der trübselig erleuchteten Kammer lag, fühlte es sich verlassen wie noch nie. Es wischte in einem fort die Tränen und seufzte: „Uns frägt niemand mehr etwas nach... Ach, so in einer großen Stadt, da haben die Menschen keinen Gruß für einander, geschweige denn ein Herz... Zum Widerpiel... Wie man hört, gibt es viele schlechte Leute... Wenn sich so einer bei uns einschlägt, was wollte ich anfangen?“

Und nun wurden leise Tritte auf den ächzenden Stufen der steilen Estrichstiege hörbar... ein behutsames Klopfen... langsam öffnete sich die Türe. Mit freundlichem Gruß traten einige unbekannte Gestalten ein. Vermummmt waren sie, von wegen der Bise, sahen jedoch wirklich nicht wie verkleidete Räuber aus. Es war ein Kränzlein ehrbarer Jungfrauen, die den Eishamen und Armen im Quartier nachgingen, um ihnen die große festliche Freude des kommenden Tages anschaulich zu machen. Sie stellten ein Christbäumlein auf den Tisch, zündeten behende die wenigen Kerzlein an und begannen etwas unsicher und zaghaft eine alte schöne Weise. Bald wurden sie beherzt und kräftig schwollen die Töne an, als sie sangen:

„Die ihr arm seid und elende,
Kommt herbei, füllst frei,
Eures Glaubens Hände.“

Während diese Feier gehalten wurde, schlurfte Christen mühselig und verdrießlich durch die menschenleeren Lauben. Im unsichern Schein der spärlichen Gaslaternen glitzerten die Strahlen eines doppelrohrigen Brunnens. Die Gasse verlor sich in einen düstern Winkel. Zwischen zwei Häusern hindurch sah man weit hinab, in die dunkle Tiefe des Flussbettes. Durch dieses Tor wankte der Greis. Treppchen und Brücklein führten zuerst freuz und quer bergab, dann in hohem Mietshaus bis unter das Dach. Als er oben angelangt war, zitterten ihm die Knie. Durch das Schlüsselloch drang eine ungewohnte, verdächtige Helle. Hatte Eisi die Ampel umgeworfen, einen Zimmerbrand entfacht? Hastig stieß er die Türe auf und — staunte. Langsam nur begriff er, was all das Ungewohnte bedeuten solle. Dann hörte er tief ergriffen zu, wie die Weihnachtsgechichte vorgelesen und noch ein Liedlein gesungen wurde. Der Brauch mit den Christbäumchen, der ihn früher einmal so unwirsch gemacht hatte, gewann jetzt Sinn und Bedeutung für ihn; denn ein Strahl der großen Freundlichkeit, die den Hirten zu Bethlehem erschienen war, hatte tröstendes Licht ins dunkle Dachkämmerlein gebracht.